

der Produktion vor, und als Vorbereitung gilt das auf die Ausbildung des eignen Geisteslebens gerichtete wissenschaftliche Studium. Die Studienzeit ist für ihn eine Übergangsperiode, die sich nach ihrer Grundtendenz als eine nach innen gekehrte, aufnehmende und im gewissen Sinne passive Lernthätigkeit charakterisiert. Zwar verlangt der jugendliche Geist, wie überall, so auch hier, nach einer positiven und nach aussen gerichteten Lebensbethätigung, doch dafür bietet ihm nur das gesellige Leben die einzige, aber dafür um so willkommenere Gelegenheit. Der Trieb nach Mitteilung, der lebendige Drang zum engeren Anschluss an Altersgenossen, das Bedürfnis nach Freundschaftsbündnissen, zumal in Ermangelung eines direkten Familienverkehrs: alles dies erklärt zur Genüge den aktiven Faktor im akademischen Leben, nämlich die eifrig gepflegte studentische Geselligkeit. Studium und Geselligkeit sind somit die einzigen und eigentlichen Pole, um welche sich das akademische Leben dreht. Von ihrem Verhältnis zu einander hängt ein wesentlicher Teil des Erfolges, ja häufig sogar der ganze Erfolg und das fernere Schicksal des Individuums ab.

Den prägnantesten, wenn auch nicht der Zahl nach stärksten Ausdruck findet das gesellige Leben der Studenten in der durchschnittlichen Beschaffenheit des Verbindungswesens. Eine Charakteristik dieser eigenartigen Bethätigung studentischen Gesellschaftslebens würde den Rahmen vorliegender Arbeit überschreiten; es mag daher nur im allgemeinen darauf hingewiesen werden, dass die dem Verbindungswesen eigentümliche, bis auf die gleichgültigsten Handlungen herab sich erstreckende Reglementierungsmanie in Bezug auf das gesellige Beisammensein schon an sich die partielle Unnatur in diesen Gebilden in die Augen springen lässt. Die bunten Bänder und Mützen sind das harmloseste an der Sache, aber die commentmässig zur Norm erhobenen Extravaganzen widerstreiten so erheblich einer dem Studium gedeihlichen Lebensweise, dass selbst — um studentisch zu reden — der entschiedenste Verächter allen Philistertums, sofern er nur ein paar solide Grundsätze vom Elternhause mitgebracht und sich zu erhalten vermocht hat, dieser Art Gesellschaftsleben schwerlich prinzipiell das Wort reden dürfte.

Zum Glück beherrscht das Verbindungswesen heutzutage nur einen verhältnismässig kleinen Bruchteil der Studentenschaft; da, wo es aber Wurzel gefasst hat, treibt es nicht selten die allerüppigsten Blüten, zu deren Entfaltung von einzelnen Verbindungen zuweilen unsinnig grosse Summen aufgewendet werden. Im übrigen ist die entsprechende Lebensweise in ihren Hauptzügen älter als man gewöhnlich annimmt und weit davon entfernt, eine „Errungenschaft“ der modernen Zeit oder gar speciell der germanischen Rasse zu sein. Die Geschichte des Studententums lässt sich bis in die römisch-phönizische Rechtsschule von Berytos (Beirut) verfolgen, wo eigentliche Trinkgelage schon damals Praxis gewesen sein sollen; ja die Agyptologen wollen die Herrlichkeit sogar bis ins Urägyptische festgestellt haben. Wir Germanen und Deutsche sind also wohl schwerlich die Uerfinder der todähnlichen Massen, die in der Studentensprache den äusserst bezeichnenden Namen Bierleichen tragen und die ja heute manchmal die Blüte der betreffenden Civilisation bilden und davon Zeugnis geben, wie herrlich weit die Welt es in den historischen Jahrtausenden und besonders wieder in den letzten Jahrzehnten gebracht hat.

Allerdings ist bei dieser Art Studentenleben die feudale Überlieferung oder überhaupt diejenige von den waffentragenden Ständen und Personen her nicht zu verkennen. Selbst Helden unserer Dichter liefern Beweise dafür. Was ein Karl Moor in dem Schillerschen Räuberstück an Ausschreitungen, Schuldenmachen und tollen Streichen gegen die sogenannten Philister während